

Nr. 70. Bromberg, den 24. März 1929.

Tarantella.

Ein exotisches Abenteuer.

Roman von Harald Baumgarten.

Vierzehntes Kapitel.

Durch Sturmtage und Sternennächte jagte die „Tarantella“ ihrem Ziele zu. Immer mit voller Kraft arbeiteten die eisernen Herzen des Bootes, um das Ziel zu erreichen, solange das Herz ihres Herrn noch gleichmäßig schlug.

Immer heißer wehte der Wind, immer schwüler wurden die Nächte immer strahlender der Glanz der Sterne.

Die blauen Uniformen der Matrosen waren längst weißen Leinenanzügen gewichen.

Der Suezkanal war durchquert, hinter ihnen lag die Glut des roten Meeres.

Da jährte sich wieder einmal der Tag, an dem Hans Claas, der Steward, Geburtstag hatte. Hans Claas hatte zwei Dinge auf der Welt, die er liebte, das weite Meer, wenn der Sturmwind peitschend drüber hinfuhr, und sein stilles altes Mütterchen in Cuxhaven. Beim Abschied hatte sie ihm ein Paket mitgegeben zu seinem Geburtstage, und tapfer hatte Claas den Versuchungen, es vor dem heutigen Tage zu öffnen, widerstanden.

Socotora versank eben im Meer, als die Mannschaft bis auf die Wache, die Streck heute eingeschränkt hatte, sich im Matrosenlogis zur Feier versammelte.

Das Paket wurde feierlich auf den Tisch gestellt, der mit einem weißen Tischtuch bedeckt war.

Oben an der Tafel präsidierte der Funker Eberstein. Er war während der Fahrt die beliebteste Persönlichkeit neben Tommy, von dem er schier unzertrennlich war, geworden. Er war überall, wenn er nicht gerade Dienst hatte, und schob die Liegstühle herbei, wenn Ralph, Mary und Lia an Deck kamen. Besonders zu Lia war er von untertäniger Ergebenheit und gern bemüht, ihr alle möglichen Gefälligkeiten zu erweisen. Lia aber übersah ihn vollständig, und hatte seit jener Unterredung in der Funkkabine kein Wort mehr mit ihm unter vier Augen gewechselt.

Eberstein saß also am Kopfende der Tafel. Als das Geburtstagskind mit strahlenden Augen im weißen Anzuge eintrat, erhoben sich alle, und Eberstein hielt eine kleine humorvolle Ansprache.

Das Paket wurde geöffnet. Es enthielt neben praktischen Geschenken ein Kabinettbild seiner Mutter.

„Damit ich stets bei dir bin!“ hatte die müde Hand darauf geschrieben. Beseligt zeigte Hans Claas das einfache, abgearbeitete Gesicht seinen Kameraden.

Snutje, der Koch, trug das Festessen auf. Frisches Schweinefleisch mit Kartoffeln. Sie hatten einige Schweine an Bord, und eins davon hatte zu Claas' Ehrentage sein Leben lassen müssen.

Es war ein heißes Essen bei der Temperatur, die durch die geöffneten Bullaugen hereinbrach, den Jungens lief der Schweiß vom Gesicht, wie sie so tapfer einhieben.

Dann kamen Ralph und Streck persönlich ins Matrosenlogis, um ihre Glückwünsche darzubringen. Niemand hätte es Ralph ansehen können, warum diese Reise eigentlich unternommen wurde. So blühend, männlich kräftig sah er aus. Er sprach in seiner schwermütigen Weise, die seit Salvador an Stelle seines jubelnden Optimismus getreten war, einige freundliche Worte, Streck auf Deutsch einige spaßhafte und dann ließen die beiden Herren die Mannschaft wieder unter sich.

Hans Claas holte einige Flaschen alten Jamaika-Rums, die er in seiner Kiste verborgen mitgenommen hatte, und eine fröhliche solide Kneiperei begann mit dampfendem Grog, denn trotz der überwiegend amerikanischen Mannschaft hatten die paar Hamburger Jungens das Heft in der Hand und gute alte Waterkant-Bräuche eingeführt.

Als die Stimmung ins richtige Fahrwasser gekommen war, erbot sich Eberstein, zur allgemeinen Belustigung einige Späße zum besten geben zu wollen. Er holte ein Spiel Karten aus der Tasche, und gewandter als mancher Zauberkünstler im Varieté, ließ er Karten verschwinden, die unauffindbar waren, bis er sie schließlich dem verdutzten Tommy aus der Nase zog.

Anders geartet war die Stimmung, die an Deck herrschte. Lia stand am Heck, und sah dem brausenden Kielwasser nach, während Ralph und Mary unter dem Sonnensegel in ihren Liegestühlen lagen.

Mary hatte Ralphs Hand ergriffen und streichelte sie mit einer Gebärde, die etwas Mütterliches hatte.

Der Sonne glutroter Ball versank im Westen.

„Ich habe in Aden Post vom Vater bekommen, er bittet dich, die Hoffnung nicht sinken zu lassen. Wer weiß, wozu diese Prüfung uns getroffen hat. — Mich hat sie ganz verwandelt. — In diesen Wochen habe ich das Leben erst begriffen.“

Sie machte Pausen zwischen den Sätzen, als ob alle Worte sich erst schwer aus ihrem Innern freimachen müßten.

„Wenn ich mein Leben für dich opfern könnte, Ralph, ich täte es gerne.“

„Es wäre dasselbe Spiel, Mary, denn nur in dir hat mein Leben Sinn. Ich möchte auf alles verzichten, wenn ich mit dir leben könnte und für dich arbeiten dürfte. Wunschlos wäre ich dann, meine kleine Mary.“

„Wirklich?“ Ein unterdrückter Jubel überklang die Trauer in ihrer Stimme. „Ich denke manchmal, daß ich so wie ich jetzt bin, so gänzlich in Gedanken an dich aufgehend, dir — wie soll ich sagen — zu bescheiden geworden bin. Als fehlte dir an mir etwas, was ich nicht ausdrücken kann. — aber das sind dumme Gedanken, nicht wahr, Ralph?“

Ihr Blick hatte unwillkürlich Lias schlanke Gestalt gestreift, deren rotes Haar im Winde wehte. Mit nachlässiger Koketterie saß sie da, die Beine übereinander geschlagen, die grauen Augen halb geschlossen.

„Fräulein Richter ist hübsch — oder nein, schön, findest du nicht, Ralph?“

Er ließ seinen Blick auf der Gesellschafterin ruhen.

„Sie hat etwas Faszinierendes, Mary, ich gebe es zu. Aber in ihren Augen liegt die Sucht nach Macht; du bist wie das Meer, still und tief, in deinen Augen liegt die Güte Gottes. Aber in den ihren funkelt die Verheißung des Satans. — —Warum hast du noch nie gesungen, seit Fräulein Richter an Bord ist, Mary?“

„Was soll ich neben ihr singen, Ralph, soll meine kleine Stimme neben ihrer großen klangvollen verschwinden? Wenn du gesund sein wirst, dann werde ich wieder singen, irgendwo in einer Hütte in den Bergen, oder einem Häuschen an einem blauen Meer und du wirst mir zuhören, du ganz allein. Meine Seele wird in meinen Tönen klingen.“

Lia war aufgestanden und näherte sich den beiden.

Unwillkürlich erhob sich Mary.

„Ist Ihre Braut mir böse?“ Lia ließ sich ungeniert neben Ralph nieder.

„Ich wüßte nicht, warum, Fräulein Richter. Mary hat Sorgen, und sorgenvolle Menschen meiden häufig die Fröhlichen. Ich bin darin anders. Ich bin froh, wenn ich auf Augenblicke mein Schicksal vergessen darf.“

„Was haben Sie, Mr. Torstensen? Seit Wochen lebe ich nun auf diesem Schiff, mitten unter Ihnen. Ich fühle ein Leid, das Sie alle bedrückt. Aber man hält es nicht für wert, es mir anzuvertrauen. Es ist bitter, beiseite stehen zu müssen, wo man gern helfen möchte.“

„Fräulein Richter“, — Ralph Louis Torstensens Stimme bebte leise — „Sie helfen mir mehr, als Sie ahnen. Wenn Sie singen, oder wenn Sie mit mir plaudern, dann vergesse ich manchmal mich selbst. Wozu sollen wir Sie mit etwas beladen, was Sie nicht ändern können? Wozu in Ihre Heiterkeit ein Leid scheinen lassen, das nur Schatten bringt?“

Sie schwiegen beide.

Marys weißes Kleid leuchtete zu ihnen herüber. Gleichmäßig arbeiteten die Maschinen. Hell und klar standen die Sternenwelten am südlichen Himmel. — „Wer die „Tarantella“ sieht“, dachte Ralph, „muß er die Besitzer nicht für die glücklichsten Menschen halten? Schein ist alles auf Erden. Trug, solange die Seele umfangen ist von der Qual des Körpers.“

Dann sah er wieder Marys lichte Gestalt, und fühlte, wie Lias graue Augen brennend die seinen suchten. Er sah auf das weite blaue Meer, und hörte den Wind.

„Es ist schwer“, sagte er plötzlich laut aus seinen Gedanken heraus, „kommen Sie, Fräulein Richter, singen Sie mir etwas vor, etwas Heiteres!“

„Aber gern, Herr Torstensen!“ Und leicht beschwingt eilte sie voraus, während er, den Kopf zu Boden gesenkt, ihr folgte.

Ebersstein saß in seiner Funkkabine. Mehr aus Langerweile als aus Erfordernis. — Der Grog hatte im Matrosenlogis seine Wirkung getan. Hans Claas hatte das Grammophon aufgezogen. Nun tanzten sie. Sangen Lieder. Gassenhauer, deren Text beim zweitenmal Hören Kopfschmerzen machte. Ebersstein hatte sich entschuldigt, er müsse zum Dienst. Der Kapitän habe es ausdrücklich gewünscht.

Nun saß er, ärgerlich über sich selbst, an den Apparaten. Von Tommy hatte er in einigen fröhlichen Nachtstunden das Geheimnis der Südseefahrt der „Tarantella“ erfahren, so gut, wie es dieser verstand. „Man wolle einen Doktor suchen, da Ralph Louis ein böses Gift in sich habe.“

Aber warum war Lia Ly auf dem Schiff?

Sie hatte sich seit jener Sturmnacht in der Nordsee nicht mehr bei ihm sehen lassen.

Jagte er einem Phantom nach? War sie eine gewöhnliche Glücksjägerin, oder verfolgte sie mit dieser Reise bestimmte, ihm noch dunkle Pläne? Sie hofierte Ralph Louis. Das sah man. Aber was bezweckte sie damit.

Unwillig steckte sich Ebersstein eine neue Zigarette an. Blödsinn, dieses Hinterherlaufen hinter Lia Ly! Es würde nichts für ihn dabei herauskommen. Am besten, man ginge in Sidney an Land und fuhr mit dem nächsten Dampfer heim.

Ein leises Klopfen an der Tür ließ ihn auffahren.

Lia Ly öffnete vorsichtig. Als sie sah, daß er allein war, trat sie ungezwungen ein.

Er lehnte sich in einen Stuhl zurück und sah sie erwartungsvoll an.

„Na, Ebersstein, so erstaunt? Ich habe Ihnen doch versprochen, Sie von Zeit zu Zeit zu besuchen.“

„Wird wohl seinen Grund haben, womit kann ich Ihnen nützen?“

„Gott, wie schnippisch! Sie scheinen ja in jeder Sache einen tieferen Grund zu wittern, der reinste Detektiv!“

„So sehe ich aus“, lachte Ebersstein, „bin nur zu Ihrer Beobachtung hier, meine Teuerste, damit Sie nicht eines schönen Tages das Schiff mittels Bombe in die Luft sprengen.“

„Großartig, Ebersstein, wir beiden sind dann die einzig Geretteten und leben auf einer einsamen Insel, bis wir mit den Schätzen, die wir vorher beiseite gebracht haben, als gemachte Leute heimkehren. Recht romantisch, nicht?“

„Ja, aber nicht so einfach auszuführen, dererlei kommt leider nur in Detektivromanen vor. In Wirklichkeit ist's komplizierter. Aber, um auf den Boden der Wirklichkeit zurückzukehren, was verschafft mir die Ehre dieses heimlichen, nächtlichen Besuches?“

„Ich möchte ein Funktelegramm aufgeben.“

„Na, dazu brauchen Sie sich nicht diese Stunde auszusuchen, dazu stehe ich Ihnen ja den ganzen Tag zur Verfügung.“

Lia setzte sich auf den Tisch und schlenkerte kokett mit ihren hübschen Beinen. „Es wäre mir lieb, wenn diese Sache unter uns bliebe. Was kostet das?“ fragte sie unvermittelt.

Ebersstein kratzte sich den Kopf. „Um was handelt es sich denn?“

„Um nichts weiter, als daß Sie dieses Telegramm absenden.“ Sie schwenkte ein kleines Zettelchen in der Luft, auf dem ein paar Worte standen. Ebersstein griff danach.

„Nein, nein!“ rief sie lachend, „erst den Preis sagen.“

„Gut, fünfhundert Mark!“

„Nicht gerade billig, mein Lieber, ich biete hundert!“

„Einverstanden, aber dann rasch, ehe jemand kommt.“

Lia übergab ihm hundert Mark. „Ich bleibe dabei, damit ich sehe, daß die Sache in Ordnung geht. Also los:

„Doktor Watt, Chlemsford, postlagernd.“

„Watt?“ Ebersstein kramte in seiner Erinnerung. „Ist das nicht der Herr, der damals im „Fidelen Anker“ war?“

„Zerbrechen Sie sich nicht darüber den Kopf, mein Lieber. Sie telegraphieren und ich bezahle. Neugierde ist unstatthaft.“

„Kann mir ja auch egal sein!“ brummte Ebersstein. „Also, nun den Text!“

„Bitte!“ Sie hielt ihm den Zettel hin.

„Cada oeziau gwiz.“

„Aha, Chiffre, dachte ich mir. Na, wollens probieren. Hoffentlich fängt Aden den Spruch auf und befördert ihn weiter.“

Er funkte die unverständlichen Worte in die Nacht hinaus. „Wenn eine Rückfrage kommt, sitzen wir in der Patsche. Mein Name ist Hase, ich weiß von nichts.“

Lia Ly verließ vergnügt die Kabine.

Als sie gegangen war, holte Ebersstein sein Notizbuch heraus: „Hundert Mark“ trug er ein. Dann schrieb er den Text der Chiffre in großen Buchstaben auf. „Muß mich rein für 'nen Idioten halten, das Frauenzimmer. Diesen Doktor Watt möchte ich mal näher kennen lernen.“

Er beugte sich über die Chiffre. „Cada oeziau gwiz“ buchstabierte er. „Wenn das nicht irgendeine Sprache ist, muß man doch der Sache auf den Grund kommen können. C—a—d—a, verflixt noch einmal, daß der Text so kurz ist. Es ergeben sich so wenig Anhaltspunkte.“

Es war früher Morgen, als Ebersstein, etwas übernächtigt, aber äußerst fröhlich die Kabine verließ. Er warf einen Blick auf die Kommandobrücke. Da stand schon wieder der unermüdliche Streck. „Nann“, rief dieser, als er Ebersstein über Deck gehen sah, „was machen Sie denn so früh? Haben doch keinen Dienst gemacht?“

„Keine Spur, Kapitän, habe Rätsel geraten.“

„Was haben Sie?“ Strecks Augen vergrößerten sich.

„Jawohl, Kapitän.“

„Und haben Sie sie rausgebracht, die Rätsel?“

„Kinderspiel, Kapitän, fünf ist eins.“ Und damit verschwand er lachend im Logis.

„Blöder Kerl!“ brummte Streck. „Fünf ist eins! Was das heutzutage für Menschen sind. Statt, wie ordentliche Maaten, in den Freistunden zu schlafen, lösen sie die Rätsel. Auch so 'ne moderne Marotte! Und denn noch der Blödsinn: Fünf ist eins!“

„Fief is fief, dabei bleibt's.“ Er steckte sich eine neue Pfeife an.

Fünfzehntes Kapitel.

Werkmeister und Mechtle verfolgten zunächst im Flußbett den Weg, den sie gestern mit Kapitän Schultze gemeinsam gegangen waren. Aber schon über die Stelle, bei welcher sie ins Innere vorgedrungen waren, gerieten sie in Streit.

Mechtle konnte nicht früh genug in den Urwald eindringen, während Werkmeister den wegen der spitzen Steine beschwerlichen, aber sicheren Weg im Geröll des Flüßchens beibehalten wollte.

„Passen Sie auf, Mechtle, Sie werden von einer Giftschlange gebissen werden.“

„Aber Herr Doktor“, lachte der zurück, „Bange machen gilt nicht, dazu war ich doch ein zu gelehriger Schüler. Es gibt auf den ganzen Südseeinseln nur eine einzige Giftschlange und die ischt zudem äußerst selten und leicht erkenntlich.“

Werkmeister murmelte etwas von „Ei klüger sein wollen wie die Henne“ vor sich hin, entschloß sich aber dann doch, seinem jungen Famulus ins Gestrüpp zu folgen.

An mächtigen Araukarien kamen sie vorbei ,mühsam durch das hohe Alang-Gras sich fortbewegend. Die feuchtwarme, wasserdampf-gesättigte Luft brachte sie in Schweiß. Die Kleider klebten ihnen förmlich am Leibe.

Mechtle schlug sich durch die Lianen wie ein Germanen-Häuptling, der seiner Schar in der Schlacht vorausstürzt und links und rechts die Feinde niedermäht. „Ja, Herr

Doktor", rief er, einen neuen Streich austeilend, „das ischt freilich e bissele schwieriger als im Schönbuch spaziere gehe."

Der Weg stieg immer höher, den sie sich bahnten. Ein mit Quarzschichten durchsetztes Schiefergebirge tat sich jetzt vor ihnen auf.

„Wir müsse weiter nach rechts", meinte Mechtle, und zerschlug mit der Hand einen kleinen Blutegel, der sich an seinem Körper festgesogen hatte.

„Verflixte Biescher!"

Die Sonne stand jetzt im Zenith. Es war unerträglich heiß geworden.

„Ich kann nicht mehr, Mechtle," — Werkmeister blieb erschöpft stehen — „wir müssen die Richtung verloren haben, denn sonst wären wir längst auf der Rhododendron-Lichtung angelangt."

„Sehe Sie diese Termitenhause, Herr Doktor," — Mechtle war zwei Schritte nach rechts gewichen, — „den habe wir gestern auch passiert."

Er deutete auf einen Zweig, den Schultze hineingestoßen hatte, sehr zum Leidwesen der über diesen Angriff empörten Bewohner.

(Fortsetzung folgt.)

Das Verkehrshindernis.

Skizze von **Bernhard Frederich.**

Niemand konnte eigentlich sagen, wie sich das alles zugetragen hatte; vor allem konnte keine Menschenseele zuverlässig Auskunft darüber geben, woher der Hahn, dieser leibhaftige, lebendige, echte Minorka-Hahn, der in dieser Hauptverkehrsstraße der Großstadt mit Recht ein solches Aufsehen erregte, und, was noch ärger war, eine gefährliche Verkehrsstockung herbeigeführt hatte, eigentlich gekommen war. Die dicke Gemüsefrau aus dem Keller im Hause 114a behauptete, gesehen zu haben, daß der Hahn von dem Dachgarten des gegenüber gelegenen sechsstöckigen Hauses herunter flog. Möglicherweise befand sich dort oben ein Hühnerhof. Dagegen wollte ein Laufbursche deutlich beobachtet haben, daß der Hahn von dem Lastauto einer Speditionsfirma herab sprang, mit dem Kisten und Weidenkörbe offenbar von einer Güterabfertigung abgefahren wurden. Schon möglich, daß einer der Körbe Federvieh enthielt. Allerdings wurde dieser Darstellung von einem Dienstmädchen widersprochen, die angeblich gesehen hatte, daß sich der Hahn bereits auf dem Asphalt befand, ehe das fragliche Lastauto kam; nach dieser Lesart war der Lastwagen über den Hahn hinweggefahren, allerdings nicht mit den Rädern, und das Tier kam unter Verlust einiger Schwanzfedern mit dem bloßen Schrecken davon.

Tatsache aber war jedenfalls, daß dieser Minorka-Hahn einem Deus ex machina gleich im Straßenbild auftauchte und nun eine Tatsache bildete, an der man — im wahrsten Sinne des Wortes — „nicht vorbei konnte"; denn der ganze Verkehr auf dieser Straße geriet ins Stocken. In langen Reihen stauten sich die Straßenbahnwagen, Autos und andere Fahrzeuge, und eine Abteilung Polizeibeamte mußte angefordert werden, um den Abschnitt der Straße abzuriegeln und den Durchgangsverkehr über die Nebenstraßen umzuleiten.

Und an all dem war dieser arme Hahn schuld, der sich in seiner Haut keineswegs besonders wohl fühlte, sondern eine Todesangst ausstand und einen Mordsspektakel vollführte. Die temperamentvollen Rappen einer auf Gummirädern in schlankem Trab den Fahrdamm entlang fahrenden Equipage hatten gescheut, als der erschreckte Hahn unmittelbar vor ihren Füßen zur Seite sprang. Der Kutscher hatte die Herrschaft über die Tiere verloren, und der Wagen landete auf dem Bürgersteig, mit der Deichsel das Schaufenster eines Juwelierladens zertrümmernd. Von den beiden Insassen der Kutsche fiel eine ältere Dame vor Schreck in Ohnmacht. Ein Herr auf dem Bürgersteig wurde umgerissen und klagte nun über Schmerzen. Man benachrichtigte die Unfallstation, und ein Sanitätsauto war bald darauf zur Stelle. In der allgemeinen Aufregung gelang es zwei verdächtigen Leuten, einige wertvolle Schmucksachen aus dem Schaufenster des Juweliers zu entwenden und unbemerkt in dem Menschengewühl zu entkommen, während die beiden Wachtmeister, die gerade zur Stelle waren, alle Hände voll zu tun hatten, die Namen der verletzten Personen, des Kutschers und einiger Umstehender festzustellen und in ihren Notizbüchern zu vermerken sowie die vor Aufregung zitternden Pferde zu beruhigen und den Wagen wieder auf den Fahrdamm zu schieben. Der Inhaber des Juweliergeschäfts wandte sich sofort an das Überfallkommando, das sich jedoch bei seinem Eintreffen nur auf die Feststellung des Tatbestandes beschränken konnte. Während Kriminalbeamte in die Wohnung des sechsten Stockwerkes, das von der Gemüsefrau bezeichnet war, hinaufstiegen und ermittelten, daß sich dort oben auf dem Dach zwar einige Blumenkästen, aber kein Hühnerhof befand und daß der Wohnungsinhaber jedenfalls nichts mit diesem Hahn zu tun hatte, unternahm es ein Teil des Publikums verdienstvollerweise, das Übel an der Wurzel zu fassen und des Urhebers dieser Ärgernis erregenden Vorfälle, des Hahnes selbst, habhaft zu werden. Eine wilde Jagd auf das unglückliche Tier begann, an der sich alt und jung, Männlein und Weiblein beteiligten. Aber so leicht war dies nicht. Die Angst verlieh unserem Hahn nie geahnte Kräfte. Jedesmal, wenn man ihn gerade fassen wollte, schwang er sich mit wildem Geschrei in die Höhe, um unter dem Gekreisch der Weiber haarscharf über die Köpfe der Menge hinweg an einer anderen Stelle nieder zu gehen, wobei so mancher unliebsame Bekanntschaft mit seinen Krallen machte. Und schließlich riß er sich zu einer letzten gewaltigen Anstrengung zusammen und flog in hohem Bogen auf einen Mast der elektrischen Stromleitung, wo er auf der Stelle tot hängen blieb. Die Folge war Kurzschluß im ganzen Stadtviertel. Nun mußte auch noch die Feuerwehr alarmiert werden, die mit einer Leiter die Störungsquelle beseitigte.

Aus dem Artikel, der unter der Überschrift „Kleine Ursachen — große Wirkungen" in der Abendausgabe des Generalanzeigers über diese Begebenheit zu lesen war und der eine Reihe aufregender Schilderungen von Augenzeugen sowie einen umständlichen amtlichen Polizeibericht brachte, ging hervor, daß der Verkehr durch die Rücksichtslosigkeit eines Hahnes auf die Dauer von nicht weniger als zwei Stunden lahmgelegt worden war. Der Generalanzeiger selbst erschien mit starker Verspätung, da auch seinen Betrieb der Kurzschluß in Mitleidenschaft gezogen hatte.

Der Geschäftsbrief.

Skizze von **Paul Petzold.**

In sicheren, regelmäßigen Zügen glitt die Feder über das Papier, als wäre ihr die Denkweise des Prinzipals, der sie führte, zur zweiten Natur geworden. Klar und sauber reihte sie Buchstaben an Buchstaben. Trotz aller Eile vergaß sie kein Pünktchen und kein Häkchen. Es sah aus, als fühlte sie sich bei ihrer gewandten und gewissenhaften Tätigkeit ganz in ihrem Element. Alle Zahlen im Hauptbuche, alle Buchstaben in den Geschäftsbriefen lobten die genaue und kluge Art des Schreibers. Jedes einzelne Schriftzeichen schien zu sagen: „Ordnung und festes Ziel sind die Seele des Lebens. Keine Sprünge! Keine Übereilung! Nichts gegen die Vernunft! Der Vorteil des Geschäfts ist jederzeit maßgebend."

Der Mann, der mit so viel Umsicht und Emsigkeit seine geschäftlichen Angelegenheiten besorgte, legte jetzt einen Briefbogen vor sich hin, dessen weiße Flächen von senkrecht und wagerecht gezogenen, violetten Linien in eine Menge länglicher Rechtecke aufgeteilt wurden, und schrieb:

Herrn Friedrich Grundmann, hier. Der Bitte um Prolongierung Ihres am 1. Mai d. Js. fälligen Wechsels über 5000 Mark bedaure ich aus geschäftlichen Gründen nicht stattgeben zu können. Abgesehen davon, daß die von Ihnen erwähnten, vor Jahren zwischen Ihnen und mir bestehenden persönlichen Beziehungen längst gelöst sind, schließt die Rücksicht auf meine Firma angesichts unbefriedigender Auskünfte über die Lage Ihres Unternehmens die Verlängerung des Kredits vollständig aus. Hochachtungsvoll Ernst Günter.

Der Schreiber des Briefes legte die Feder zur Seite, während er die Zeilen überflog. Ein paar Augenblicke schaut er überlegend vor sich hin. Der Empfänger des bedeutungsvollen Schreibens, mit dem er vor dreißig Jahren die kaufmännische Lehre gemeinsam durchlaufen hatte, stand ihm ein paar Sekunden mit seiner sorgenvoll bekümmerten Miene und den zuckenden Lippen beim Durchlesen der Antwort deutlich vor Augen. Allein der Inhaber der Firma Ernst Günter, Kohlenhandlung und Kreditgeschäft, war weit davon entfernt, Gewissensbisse über sein Vorgehen zu empfinden. „Gutmütigkeit ist Dummheit", dachte er kühl. „Sie erklärt zur Genüge seine geschäftlichen Mißerfolge. Ein anständiger Kerl ist er immer gewesen. Aber in Geldgeschäften hört die Gemütlichkeit auf."

„Herr Günter, die Kohlenwagen rollen eben an", rief in diesem Augenblick der Geschäftsführer, der nach kurzem Anklopfen den Kopf durch die halb geöffnete Tür steckte.

„Sofort!" sagte der Gerufene. Er langte eilig die Mütze vom Kleiderhaken, stülpte sie auf den Kopf und stampfte mit kurzen, energischen Schritten zur Tür hinaus.

Ein paar Minuten später trat ein achtjähriger Junge ein. „Papa!" rief er aus. Das Privatkontor war leer. Der Bursche lief zum Schreibtisch und setzte sich in den Sessel.

„Jetzt bin ich der Papa", sagte er vergnügt und griff nach der Feder. Seine Augen spazierten lustig die Wand entlang nach dem blauen Himmel, der über den Mattscheiben der unteren Fensterflügel gerade noch durchs Oberfenster ins Zimmer zu schauen vermochte; dann stürzte er sich auf die Schreibarbeit und begann, unter den eben vollendeten Schriftsatz des Vaters entsetzliche Krakelfüße zu malen. Mochte die pflichttreue Feder noch so laut schnarren und krächzen, alles Sträuben half ihr nichts.

„Lieber Gott, mach mich fromm", stand nach einigem Bemühen in Berg- und Talschrift auf dem Papier. Die letzten beiden Buchstaben überragten die vorausgehenden an Größe wie der König die Untertanen auf ägyptischen Bildern; und da sich in den Schnabel der Feder zu guter Letzt eine Faser eingeklemmt hatte, so übertrafen sie zugleich an Dicke alle anderen Schriftzeichen wie die sieben fetten Kühe die sieben mageren im Traume Pharaos.

„Ungezogene Feder!" schalt das Kind, indem es den Gegenstand des Anstoßes sorgfältig heraus operierte. Schon zwangen die täppischen, kleinen Finger trotz ihres Widerstrebens die Feder zum Weiterschreiben, „daß ich in den Himmel . . ."

Jetzt aber spreizte sich die Mißhandelte heftig und zerbrach, indem sie — o Schrecken! — ihren schwarzen Inhalt weit um sich spritzte. In diesem Augenblick trat der Vater ins Zimmer. „Was treibst du da für dummes Zeug?" sagte er, indem er sich hinter den Jungen stellte.

„Heute war ich der Papa und habe etwas sehr Schönes geschrieben. Aber die Feder taugt nichts. Sie ist abgebrochen."

„So, so. Laß doch mal sehen!"

Ernst Günter betrachtete eingehend den verunglückten Schreibversuch des Söhnleins. Dabei wurde ihm recht sonderbar zu Mute. Zunächst schneuzte er sich heftig. Dann brummte er: „Ich will dir helfen, auf meinen Briefen herum zu schmieren und meine Federn zu ruinieren! Das kostet eine gehörige Tracht Prügel." Er legte den zukünftigen Inhaber der Firma Ernst Günter, den Stolz und die Hoffnung der Familie, über das Knie und erteilte ihm mit der flachen Hand den väterlichen Segen.

Als der Junge wieder auf den Beinen stand, schaute er ein wenig verdutzt zu dem strengen Richter auf. „Du Böser!" zankte er und entwischte spornstreichs aus den Geschäftsräumen in die gegenüberliegende Wohnung. Günter blickte dem mutwilligen Söhnchen nach, wobei ihm der berechtigte Vaterstolz aus den Augen leuchtete. Darauf setzte er sich und schaute eine Weile auf den verunstalteten Geschäftsbrief. Ein paarmal zuckte es in seinem Gesicht. Endlich faltete er das Schreiben zusammen und steckte es in seine Brieftasche.

Nachdem er eine neue Feder eingezogen und den unbrauchbar gewordenen Briefbogen ersetzt hatte, war die nüchterne Überlegung auf seinem Gesichte bereits völlig zurückgekehrt, als er in seinen sicheren, soliden Zügen schrieb:

Lieber Fritz! Zufolge deiner Bitte um Prolongierung des am 1. Mai d. Js. fälligen Wechsels über 5000 Mark teile ich dir mit, daß ich mich mit Rücksicht auf unsere vor Jahren bestehenden persönlichen Beziehungen entschlossen habe, die Wechselschuld in ein persönliches Darlehn umzuwandeln und dir zwecks Sanierung deiner Firma einen weiteren Kredit von gleicher Höhe einzuräumen. Dein Ernst Günter.



Bunte Chronik



* **Pflug und Pflügen in Sinnsprüchen.** Über ein so wichtiges Gerät wie den Pflug und über eine so wichtige Tätigkeit wie das Pflügen mußten auch bald allerlei Sinnsprüche und Sprichwörter entstehen. Sprichwörter, die in ganz Deutschland bekannt sind, lauten: „Es liegt nicht am Pflug, wenn die Furchen krumm sind". „Man soll den Pflug nicht vor das Pferd spannen", oder: „Wie man den Pflug führt, so wird die Furche." In Norddeutschland sagt man: „Wo der Pflug vom Rost zerfressen, ist sehr wenig Korn zu essen", in Bayern heißt es: „Je mehr man pflügt, desto blanker wird das Pflugeisen", und in Westdeutschland lautet ein Spruch: „Je besser man pflügt, desto besser man fährt." „Es sind nicht alle Pflüger, die die Ochsen schlagen", heißt es weiter. Häufig ist der Spruch zu hören: „Wenn keiner Pflüger wär', so wär' auch keiner Samtweber." Im Sinne von „Morgenstunde hat Gold im Munde", sagt man: „Der Pflug am Morgen macht die besten Forchen". „Der Pflug erhält die Welt", oder: „Der Pflug ist mehr wert als Gold", spricht der Bauersmann mit Stolz; ebenso auch: „Den Pflug führen, ist schwerer, als die Ochsen treiben". Andere Sprüche sind: „Ein gebrauchter Pflug blinkt, stehendes Wasser stinkt", „Ein Pflug, der im Gehöft liegt, zieht keine Furchen", und weiter: „Es ist kein Pflug so gut, er macht doch auch einmal krumme Furchen."

* **Die Zerlegung der kosmischen Strahlen.** Dem bayerischen Gelehrten Frenzolf Schmid soll eine für die ganze Strahlungslehre bedeutungsvolle Entdeckung gelungen sein, indem er die von Kolhörster und Millikan entdeckten kosmischen Strahlen in drei Teile zerlegt hat, und zwar, wie er sie nennt, in Todesstrahlen, Lebensstrahlen und indifferente Strahlen. Auf Grund der Schmidschen Entdeckung soll die seit langem erstrebte Möglichkeit der Atomzertrümmerung gegeben sein. Die Todesstrahlen sollen eine vernichtende Wirkung in weitem Umkreis besitzen, während den Lebensstrahlen eine heilende und verjüngende Wirkung zugesprochen wird.

Lustige Rundschau



* **Paßt nicht immer.** Es war in Heidelberg in blauer Sommernacht. Da saßen zwei Studenten beim zwanzigsten Glase Bier. „Das eine will ick dir mal sagen — hick — das Sprichwort Schweijen is Jold — hick — es een janz froßa Quatsch!" — „Wieso?" — „In meinem letzten Examen habe ick — hick — dauand jeschwiejen — hick — un trotzdem bin ick durchjerasselt."

*

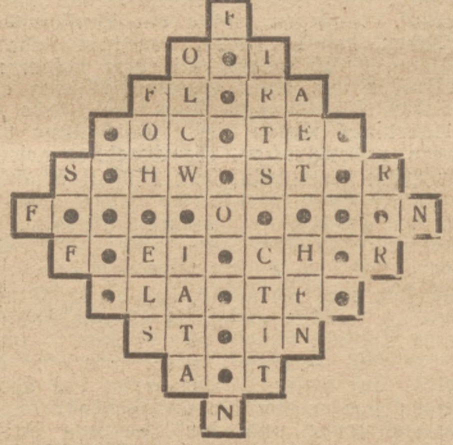
* **Berliner Drohung.** „Noch een Wort — und die Krankenkasse jeht an dir pleite!"



Rätsel-Ecke



Diamant-Rätsel.



Die Punkte dieser Abbildung müssen durch Buchstaben ersetzt werden, so daß wagerecht zu lesende Wörter entstehen. Sind es die richtigen Wörter, so nennt die senkrechte und wagerechte Mittellinie einen Wunsch, den wir unsern Lesern zum Ausdruck bringen.

*

Was ist's?

Ich bin zu seh'n beim Elefant.
Ein „B" davor, Stadt in Brabant.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 65.

Silben-Rätsel: Tafellieder — Liedertafel.

*

Reimergänzungs-Rätsel:

Was auch das Leben bringt,
Sei frisch und froh,
Was dir nicht so gelingt,
Gelingt dir so.
Doch lass' nichts unversucht,
Und fehlt die Weizenfrucht,
So nütz' das Stroh.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg